

Die Mutter in Pestalozzis "Lienhard und Gertrud" [Fortsetzung]

Autor(en): **Pfister, Elise**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **30 (1926-1927)**

Heft 4

PDF erstellt am: **03.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662140>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Aber wir können zu Fuß gehen, ich werde betteln . . . Ich bin kräftig, und wenn man Gold vor sich sieht, ist man jung.“

Facino Cane starb im Laufe des Winters, nachdem er zwei Monate gelegen hatte. Der Ärmste hatte sich erkältet.

Spruch.

Hüte dich, wahllos einzustimmen,
Wenn Lästerungen die Frauen kränken.
Man kann nicht schlimm genug von den schlimmen,
Nicht gut genug von den guten denken.

Paul Sehse.

Die Mutter in Pestalozzis „Lienhard und Gertrud“.

Von Elise Pfister, B.D.M., in Zürich.

(Fortsetzung.)

In schlichter, herzandringer Weise schildert uns Pestalozzi, wie Gertrud ihre Kinder erzieht zur Gewissensreinheit und zum Gehorsam gegen das Gute. Es war alle Samstag ihre Gewohnheit, den Kindern in der Abendgebetsstunde ihre Fehler und auch alle Vorfälle der Woche, die ihnen wichtig und erbaulich sein konnten, ans Herz zu legen. „Ihr Lieben, wie ist's diese Woche mit dem Rechten gegangen? Anneli, tatest du recht in dieser Woche?“ „Nein, Mutter, du weißt es wohl mit dem Brüderchen.“ Anneli, es hätte dem Kind etwas begegnen können; es sind schon Kinder, die man so allein gelassen hat, erstickt. Und über das, denk nur, wie's dir wäre, wenn man dich in eine Kammer einsperrte und dich da hungern und dürsten und schreien ließe. Das Kind könnte ja fürs ganze Leben elend werden. So dürfte ich keinen Augenblick mehr vom Hause weg, wenn ich fürchten müßte, du hättest zu dem Kinde nicht recht Sorge.“ Wie unendlich wohl tut das einem Kinde, wenn die Mutter sich die Zeit nimmt, so mit den Kindern zu reden als ihre Seelsorgerin. Wie viele Eltern gibt es doch, die das Kind nicht beobachten, nicht über sein Wesen nachdenken, für alles, nur für das Kind nicht Zeit haben, und dann stehen sie später, wenn die unbeobachteten Fehler sich ausgewachsen haben, vor unbegreiflichen Tatsachen. Sie haben das kleine Loch im Damm nicht gesehen, so konnten die verheerenden Wasser weiter und weiter spülen, bis der Zusammenbruch groß war. Gertrud reißt Tag für Tag Beobachtung an Beobachtung. Dadurch hat sie ein ganz klares Bild vom besonderen Wesen eines jeden. Sie ist keine schwache Mutter, die einen Fehler ihres Kindes nicht einsehen und eingestehen

kann. Jede Regung des Unguten am Kinde nimmt sie ernst, denn sie schaut ihre höchste und heiligste Mutterpflicht in der Heranbildung herzensreiner, willensstarker Menschen. Sie leitet die Kinder an, sich selbst zu prüfen, sich selbst zu erkennen und offen und wahr die eigene Schwäche zuzugeben. Indem sie sie nicht nur zurechtweist, sondern ihnen zurechthilft, wacht in den Kindern das Bewußtsein der Schuld auf, die Reue und der Wunsch, den Fehler zu überwinden. Es gibt so viele erwachsene Menschen, die immer nur die Fehler an den andern sehen und nie an sich selbst; die das Zugeständnis ihrer Schuld nie über die Lippen bringen, weil sie in der Jugend nicht erzogen worden sind zur Selbsterkenntnis und zur Wahrhaftigkeit in bezug auf sich selbst. „Glaub mir doch, Mutter“, sagte das Anneli; „ich will gewiß nie mehr von dem Brüderlein weggehen.“ „Ich will's zum lieben Gott hoffen, du werdest mich nicht mehr so in Schrecken versetzen.“

„Niklas, wie ist es dir in dieser Woche ergangen?“ „Ich weiß nichts Böses.“ „Denkst du nicht mehr daran, daß du am Montag das Gritli umgestoßen hast. Wenn du einmal groß sein wirst, und so wie jetzt nicht Achtung geben wirst, was um und an dir ist, so wirst du es mit deinem großen Schaden lernen müssen. Schon unter den Knaben kommen die Unbedachtsamen immer in Hänkel, so muß ich fürchten, mein lieber Niklas, daß du dir mit deinem unbedachtsamen Wesen viel Unglück und Sorgen zuziehen werdest. Glaub mir's, dieses Wesen würde dich gewiß unglücklich machen.“

„Und du Lise? Was hattest du grad vorgestern dem Untervogt zu sagen, du wissest, daß Arner bald kommen werde? Wir haben

dir schon oft gesagt, daß du nicht in alles, was dich nichts angeht, reden sollst, insbesondere vor fremden Leuten, und doch tust du es immerfort. Wenn jetzt dein Vater es nicht hätte sagen dürfen und Verdruß gehabt hätte von deinem Geschwäg. Dieser Fehler ist dir nicht anders abzugewöhnen als mit Ernst, und das erste mal, daß ich dich wieder bei so unbesonnenem Geschwäg antreffen werde, werde ich dich mit der Rute abstrafen. Die größten Unglücke entstehen aus unvorsichtigem Geschwäg, und dieser Fehler muß dir abgewöhnt werden.“ Das Lebenszeugnis der Mutter verleiht auch da dem mahnenden Worte die größte Wirkung, läßt sie doch in ihrem Leben sich von dem klaren Grundsatz leiten: Zu allem schweigen, was einen nichts angeht; über das nicht reden, was man nicht wohl versteht; beiseite gehen, wo man zu laut oder leise redet. Im Sturm des aufgeregten und verirrten Dorfes entging dieser Frau kein einziges Wort, das man nur hätte mißdeuten können, keines, bei dem man sie ins Spiel hineinziehen, keines, ob dem man sie hasen, keines, ob dem man sie auslachen konnte. Mit allem redete die Mutter, sogar mit dem kleinen Gritli. „Du mußt die Suppe nicht mehr so ungestüm fordern, sonst laß ich dich ein andermal noch länger warten, oder ich gebe sie einem andern.“

Gertrud hütet sich vor beidem, vor der Vermöhnung der Kinder, wie vor der Beherrschung durch Gewalt, denn beides treibt die Menschen in die gewissenlose Gegensätzlichkeit hinein zu jeglicher Autorität. Die vermöhnende Erziehung, die das Kind keinen Meister finden läßt, treibt es oft für sein ganzes späteres Leben in ein Leben der Willkür. Dasselbe löst die despotische Erziehung aus. Durch die Gewalttätigkeit pflanzt sie im Gemüt des Zöglings einen Widerwillen gegen alle Autorität, so daß er in jeder fremden Meinungs- und Willensäußerung eine unwürdige Bevormundung und Freiheitsberaubung wittert. Die besten Einsichten und Ratschläge lehnt er ab, weil ihm durch eine falsche Erziehung alle Autorität widerlich gemacht worden ist.

Ob Gertrud aus Gewissen des Kindes appelliert oder ob sie straft, immer ist sie gut mit dem Kinde, immer glaubt sie an das Beste in ihm. Nie straft sie aus einer Bornesaufwallung heraus. Die Strafe soll das Kind weiser und besser machen. Wie Niklas wieder das

kleine Gritli stößt, sagt die Mutter: „Du denkst nicht daran, wenn ich dich nicht abstrafe. Du mußt jetzt ungeessen ins Bett.“ Sie sagt's und führt den Knaben von den andern Kindern weg in seine Kammer. Es geht ihr ans Herz, wenn sie strafen muß; lieber möchte sie verschonen und belohnen. Weil hinter der Strafe der Mutter nicht Born steht, sondern heilige, helfende Liebe, weil die Mutter in ihrer Erziehung auf Gewissensvertiefung ausgeht, kann diese Strafe vom Kinde als Sühne empfunden werden. Es kennt keine innere Auflehnung dagegen; es weiß, ich habe es verdient. So sagt Niklas, wie die Mutter noch einmal an sein Bett tritt: „Verzeih mir's doch, und küsse mich! Ich will gerne nichts zu Nacht essen.“ Wie die Mutter ihre Älteste, weil sie mitmachte bei einem üblen Gerede über den Lehrer, mit der Rute abstrafte, konnten die Schläge keinen bösen Eindruck machen auf das Kind, weil die Mutter den ganzen Tag mit ihrer ganzen, reinen Zuneigung unter ihren Kindern stand und sich ihnen aufopferte. Sie mißdeuteten ihre Handlungen nicht, weil sie ihr Herz nicht mißdeuten konnten. Wie übelwollende Menschen das geschlagene Kind aufreizen wollten, gab es kurz und klar die Antwort: „Meine Mutter ist mir lieb; hätte ich meinen Mund gehalten, so hätte sie mir nichts getan!“ Im Geschwisterkreis kommt keine Schadenfreude auf, wenn eins der Kinder bestraft werden muß. Die Kinder sind so verwachsen mit der Mutter, daß sie mitleiden mit der Mutter, wenn sie leidet. Weil Niklas ungeessen ins Bett muß, wollen die Geschwister die neuen Bazen, auf die sie sich so gefreut hatten, nicht sehen. Und die Mutter sagt zu ihnen: „Ihr habt recht; Niklas muß dann auch dabei sein morgen.“ Pestalozzi ist überzeugt, daß Kinder, die in der frühesten Jugend zur Ordnung, zum freudigen Arbeiten und zum Gehorsam gegen die Stimme des Gewissens erzogen werden, Kraft haben, im Reifealter ihr Wesen in Ordnung zu halten. Nur in einer solchen Erziehung, sieht er die Grundlage eines ehrenhaften, unabhängigen Lebens.

Eine Mutter, die nicht aufgeht im Außerlichen und Unwesentlichen, die ein feinstes Verständnis hat für das Innerste und Wesentliche, kann in den Kindern das Seelische, das Feinste und Beste aufwecken. Gertrud weckt in ihren Kindern eine herzliche Dankbarkeit gegen jede Güte Gottes und der Menschen. Nur der Dank-

bare kann ein freudiger Mensch sein. Während in dem Haus des Vogtes Hummel die Eltern bei Stunden in ihrer Stube vor dem Kinde Böses reden konnten von Leuten, deren Guttaten auf ihrem Tische standen, bis die Seele des Kindes vergiftet war von Lieblosigkeit, Undank und anmaßlichem Wesen, läßt Gertrud ihre Kinder hineinschauen in ihr Herz, das voller Dankbarkeit ist gegen den Arbeitgeber des Vaters und gegen den Lehrer der Kinder. Eltern können die Seelen der Kinder verfinstern mit ihrem unlauteren Empfinden und bösen Reden, sie können aber auch die Seelen der Kinder erhellen, empfänglich machen für alles Schöne, Edle und Reine. Was die Eltern den Kindern vorleben, das macht auch im Kinde auf. „Betet alle Tage für Arner, der dem Vater Arbeit gegeben hat, der uns aus der Not geholfen hat,“ sagt die Mutter zu ihren Kindern. Kein Wunder, daß es Lienhards Heierli ganz von selbst in den Sinn kommt, wie Arner eines Tages in die Stube tritt, ihm zu danken für die neuen Bazen, die er unlängst der Mutter geschenkt für die Kinder.

Trotz der vielerlei Not hat Gertrud eine lichte, frohe, dankbare Seele bewahrt, und was an tiefer Lebensweisheit in ihr aufgeleuchtet ist, sucht sie ihren Kindern mitzugeben ins Leben. „Gott gibt Kraft, es zu tun, und bildet den Menschen durch die Not und die vielen Leiden zu der großen Überwindung,“ so redet sie mit den Kindern in einer stillen Weihestunde. „Gott hilft im Verborgenen und gibt Stärke, zu tragen und auszuhalten, was un-

glaublich scheint. Wenn's dann durchgestritten und das gute Gewissen bewahrt ist, dann ist dem Menschen himmelwohl, weit besser als allen, die nicht Anlaß hatten, so viel zu überwinden. Mich tröstet und mir ist wie heilig alles, was ich überstanden habe, so gut als alle Lust und Freude des Lebens.“ So ist Gertrud und ihren Kindern wohl bei wenigem, und wenn sie mehr haben, sind sie genügsam. Arbeit ist in ihren Händen und Ruhe in ihrem Herzen; das ist der Teil ihres Lebens. Mit dankbarer Freude genießen sie das ihrige und begehren das nicht, was ihren Nächsten ist.

Größer als alle Schönheit der Erde ist die Menschlichkeit, die uns in einer solchen Mutter entgegentritt. Alles Leid verarbeitet Gertrud und jedes ungute Empfinden überwindet sie, damit ihre reine, frohe Seele die Kinder bilde. Wie wohl der Vogt die Trunksucht ihres Mannes und die Armut ihrer Familie verschuldet hatte, läßt sie keine Rachsucht, keine Schadenfreude aufkommen in ihrem und der Kinder Herzen, wie der Vogt seinen Richter gefunden hat. Das ganze Volk, jung und alt ist spottend und lärmend unterwegs, wie der Vogt den nächtlich versehten Markstein wieder an Ort und Stelle bringen muß. Nur vor Lienhards Haus sah man keinen Menschen, keine Türe und kein Fenster war offen. „Es geht mir zu Herzen,“ sagt Pestalozzi, „wie die Menschheit im Staube der Erden zur Unsterblichkeit reift, und wie sie im Prunk und Tand der Erden unreif verwehlt.“

(Schluß folgt.)

Kunst für's Volk.

Von Rud. Hägni.

Immer wieder, von Zeit zu Zeit, pflegt dieser Heerruf irgendwo aufzutauchen, z. B. wenn man vor einer derart eigenwilligen Neuerscheinung steht, daß man zunächst mit ihr nichts Rechtes anzufangen weiß, oder auch — ja mit Recht — wenn die Kunst in Spielereien, ins Experimentieren, in Spitzfindigkeiten, ins Artistentum auszuarten droht. Wollte man unter diesem Heerruf vor allem die Forderung begreifen, daß sich das Volk — unter „Volk“ wollen wir in der Demokratie ganz einfach alle Laien, alle Nicht-Fachleute verstehen — jederzeit den Weg zur Kunst als einer Quelle des edelsten Genusses und reinsten Erhebung offen halten müsse, so könnte dieses Losungswort nichts an-

deres als Segen zeitigen; zum Fluche aber für die Künstler und die Genießenden wird es, sobald man, wie das bisher leider immer wieder geschah, daraus die Forderung an die Künstler ableiten will, daß sie bei ihrem Schaffen sich bewußt die Art „der Allgemeinheit“, die Dinge zu sehen und zu beurteilen, zum Vorbild nehmen müßten. Diese Forderung, in die Tat umgesetzt, würde über kurz oder lang zum vollständigen Ruin der Kunst führen. Dabei liegt es uns natürlich ferne, all das Verstiegene, Gefünstelte und Verzerrte, das sich zuweilen als Kunst ausgibt, jede bewußte Abkehr vom Allgemeinempfinden schlechtweg in Schutz zu nehmen; aber dem berufenen Künstler müssen wir